

**Gesellschaft** Der Soziologe Janosch Schobin erkundet ein universelles Gefühl

# 30 Gar nicht so einsam

**Janosch Schobin: Zeiten der Einsamkeit.** Hanser 2025. 224 Seiten.

Von Nina Streeck

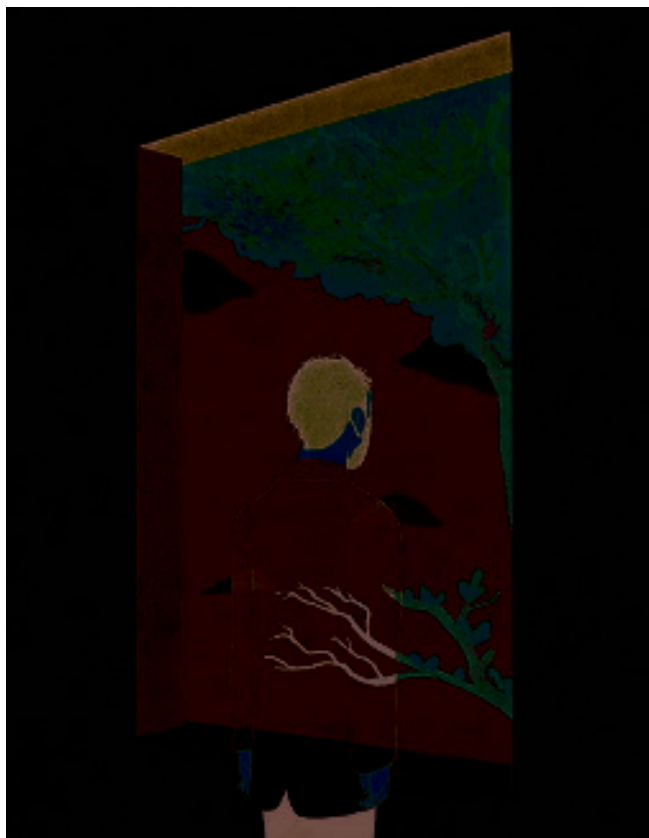
Einsamkeit sei die neue Epidemie, heisst es allenthalben. Doch was ist dran an der Behauptung? Nicht allzu viel, meint der Soziologe Janosch Schobin. In seinem Buch macht er sich auf die Spur dieser Frage: Vereinsamen heute mehr Menschen als früher? Und was bedeutet das genau: einsam sein? Auf der Suche nach Antworten reist Schobin durch Deutschland, die USA und Chile, um mit einsamen Menschen zu reden: warum sie sich einsam fühlen, wie es dazu kam und wie sich ihr Leben in Einsamkeit gestaltet. Sieben seiner Gesprächspartnerinnen und -partner porträtiert er und zeigt an ihren Geschichten typische Muster auf.

Da ist etwa der unsympathische John in Brooklyn, der schon als Kind auf Freundschaften verzichtete und lieber bei seiner Mutter daheim blieb. Für ihn ist die Einsamkeit eine Lebensform, kein Gefühl – er weiss selbst nicht, ob er sich einsam nennen soll. Marta hingegen lässt keinen Zweifel daran, wie es ihr geht. Die Chilenin wuchs am Rand der Anden in bitterer Armut auf. Als Verdingkind wurde ihr vermittelt, ein Nichts zu sein, der Hausherr missbrauchte und verprügelte sie. Auch heute noch plagt sie das Gefühl, wertlos zu sein, begründet durch ihre soziale Klasse. Dass die Trauer um

einen geliebten Menschen einsam macht, überrascht nicht. Allerdings der unterschiedliche Umgang damit: Die Chilenin Doris zelebriert ihre Einsamkeit, Gisela aus Deutschland versteckt sie, beide folgen darin kulturellen Rahmungen. Und um manche Menschen trauert niemand, etwa um jemanden wie den fiktiven Egon, der kaum Kontakte zu Nachbarn pflegt. Stirbt jemand wie er, vergehen mitunter Wochen, bis seine Abwesenheit auffällt, und die Bestattung erledigt das Amt.

Wer Schobin zuhört, erfährt nicht nur viel über das Leben seiner Gesprächspartner, sondern auch über die Schauplätze seiner Interviews. Man blickt ihm über die Schulter, wenn er mit einsamen Frauen und Männern redet, spürt seine Reaktionen und hört ihn Selbstkritik üben. Freilich belässt er es nicht dabei, die Biografien und Gespräche farbig zu schildern. Glänzend gelingt es ihm, entlang der Erzählungen seine Forschung zu erläutern. Er verwebt sozialwissenschaftliche Einsichten, statistische Daten und Lebensgeschichten zu einer fesselnden Erzählung.

John, Marta, Doris und Gisela stehen beispielhaft für andere. An ihnen zeigt sich, welche Formen Einsamkeit annimmt und welche gesellschaftlichen Prozesse dahinterstecken. Soziale Klassen spielen eine Rolle, Tod und Trauer, Verschwörungstheorien und mangelndes Vertrauen in demokratische Institutionen. Der Aufstieg aus dem armen Herkunftsmilieu kann ebenso einsam machen wie der soziale Abstieg, auch übersteigerte Er-



Allein zu sein, bedeutet noch nicht, einsam zu sein.

wartungen an romantische Beziehungen stürzen einen in Einsamkeit.

Und die Epidemie der Einsamkeit? Schobin bezweifelt, dass wir einsamer werden, obschon der Eindruck entstehen kann. Tatsächlich leben – und sterben – heute mehr Menschen wie Egon: allein in ihrer Wohnung, beziehungslos. Kaum jemand hat noch viele Verwandte, und Tinder bahnt bloss flache und flüchtige Bekanntschaften an. Doch selbst wenn Beziehungen weniger lang hielten und unverbindlicher seien, vereinsamen wir nicht, meint Schobin. Sucht man eine neue Liebe, finden sich andere Einsame – dank heutiger Gleichberechtigung, Diversität und freier Partnerwahl. ●



**Herrschaftswissen** Ilija Trojanow erzählt eine bulgarische Satire von 1897 neu. Grossartig!

# 31 Aus dem Giftschränk der Macht

**Ilija Trojanow: Das Buch der Macht. Wie man sie erringt und (nie) wieder loslässt.** Die andere Bibliothek 2025. 276 Seiten.

Von Peer Teuwsen

Dieses Buch könnte nicht gelegener kommen. Weil es mit Meisterschaft die Techniken der Herrschaft blossstellt, liefert es die Theorie und die Praxis zur Zeit. Der Schriftsteller Ilija Trojanow erzählt die 1897 erschienene politische Satire «Buch für das bulgarische Volk» des Juristen, Politikers und Dichters Stojan Michailowski nach. Das bis dato unübersetzte Grossgedicht war eine Waffe des Bulgaren



gegen die Mächtigen, die mit seiner Heimat nach Belieben umsprangen.

Zu Beginn schlurft der Wesir Abdulrahman Pascha, oberster Berater des Kalifen, durch seinen Palast am Bosphorus: «... aller Dinge überdrüssig, angewidert von dem billigen Geruch des Ruhms, hilflos allen tristen Gebrechen ausgeliefert, gelb wie Kerzenwachs, verdorrt wie eine Akazie, in die der Blitz eingeschlagen hat.» Angesichts seiner Endlichkeit entschliesst er sich, sein Herrschaftswissen dem Neffen Ghalib Efendi weiterzugeben: «Auf Wahn muss mit Terror reagiert werden, wie denn nicht. Idealismus muss direkt zum Galgen führen.» Oder, noch besser: «Der Staat braucht keine Kultur. Töte die Kul-

tur, denn sie entspringt dem gemeinnützigen Geist und dem allgemeinen Gewissen. Die Idealisten wollen uns weismachen, wir sollten auf den moralischen Fortschritt vertrauen. Humbug! Wenn es etwas Verlässliches auf Erden gibt, dann ist dies die menschliche Gier. So lauten die menschlichen Gesetze, heute wie auch schon vor sechstausend Jahren.»

Das Gift versprüht der Wesir, dem nichts heilig ist ausser der eigene Machterhalt, jeweils auf den rechten Seiten des Buches. Auf den linken weitet Trojanow sein Thema mit Kommentaren, Zitaten von Machiavelli bis Hannah Arendt und Anekdoten aus der Denkschule der strukturellen Gewalt. Ein Wurf! ●